

MYA-ROSE CRAIG

BIRDGIRL



MEINE
FAMILIE,
DIE NATUR
UND ICH

Mya-Rose Craig

Birdgirl

Meine Familie, die Natur und ich

Aus dem Englischen von Andrea Fischer

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Die Vögel wissen nicht, dass sie beobachtet werden, sie nicken mir nicht zu, wenn sie über mich hinwegfliegen. Aber ihre einfache Anwesenheit hat mir mehr als nur Freundschaft geschenkt. Ich fühle ihre Kraft, ihre Unabhängigkeit. Sie verteidigen ihre Familie mit einer unerschütterlichen Loyalität. Wenn meine eigene Familie litt, machten wir uns auf den Weg über die Hügel, mit nichts als einem Fernglas in der Hand. Ich schwang mich mit ihnen auf in den Himmel, und als ich wieder zurückkam, konnte ich dem neuen Tag trotzen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Mya-Rose Craig, geb. 2002, liebt Vögel. Denn das Vogelbeobachten hat ihre Familie gerettet. Diese Leidenschaft teilt sie mit der Welt: Ihr Blog birdgirluk.com hat über 5,5 Millionen Aufrufe und als Person of Colour mit Wurzeln in Großbritannien und Bangladesh setzt sich Mya-Rose mit ihrer Organisation Black2Nature für Naturschutz und Diversität ein. Zusammen mit Greta Thunberg macht sie ihre Stimme auf Klimakonferenzen stark für den Erhalt unseres Planeten. Mit 17 wurde ihr für ihr Engagement die Ehrendoktorwürde der Bristol University verliehen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel »Birdgirl« bei Jonathan Cape.

© 2022 by Mya-Rose Craig

All rights reserved including the rights of reproduction in whole or in part in any form.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2022 S.Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Silke Reutler

Covergestaltung und -abbildung: ZERO Werbeagentur, München

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-491457-2

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Vorwort

Ich weiß nicht, seit wann ich von Vögeln besessen bin, aber es kommt mir vor, als sei es schon immer so gewesen. Wenn man bedenkt, dass ich neun Tage alt war, als meine Eltern mich zum ersten Mal zum Vogelbeobachten mitgenommen haben, ist leicht zu verstehen, warum das so ist. Bei uns zu Hause stehen hohe Regale voller Bücher mit Titeln wie *Würger*, *Nektarvögel*, *Spechte* oder *Nachtschwalben*, wunderschön illustrierte Führer zu Vögeln in jedem Winkel der Welt. Noch bevor ich lesen konnte, habe ich mir diese dicken Bände auf den Schoß gehievt, um mir die Bilder anzusehen. Ich habe die Umrisse der Vögel mit den Fingerspitzen nachgezeichnet, mir vorgestellt, die weichen Federn eines Kolibris zu streicheln, eine Lärmpitta im dunklen Regenwald zu entdecken oder mich im Glanz des goldenen Gefieders eines Gelbnacken-Laubenvogels zu sonnen. Wenn wir später lange Beobachtungstouren planten, die unsere Familie in die entlegensten Regionen der Welt führen sollten, kopierte ich die Vogelzeichnungen in meine Notizbücher.

Als ich zur Welt kam, waren Mum, Dad und meine ältere Schwester Ayesha schon eine bekannte Birding-Familie. Jung und cool hoben sie sich von den *weißen* Männern mittleren Alters in wetterfester Kleidung ab, die die Szene damals

prägten. Meine Mutter stach noch in anderer Hinsicht heraus – sie ist eine Sylheti-Bangladescherin, und der Kreis der Vogelbeobachter war nicht gerade bekannt für seine ethnische Diversität. Wir waren so »skurril«, dass wir 2010 in einer Dokumentation der BBC gezeigt wurden.

Vögel lockten mich nach draußen in die britische Natur und weiter, und so bereiste ich mit meinen Eltern alle sieben Kontinente, wo ich nicht nur seltene, prächtige neue Vogelarten kennenlernte, sondern auch die Auswirkungen der Zerstörung von Lebensräumen auf Menschen und Tiere erlebte. Ich wurde Zeugin davon, wie Klimawandel, Kahlschlag, Palmölplantagen und anderer Raubbau an der Natur die biologische Vielfalt bedrohen.

Die Entwicklung zur Umweltaktivistin war für mich ein logischer Schritt. Und meinen ersten Schritt in die Welt des politischen Aktivismus machte ich, wenig überraschend, wegen eines Vogels: wegen des winzigen Löffelstrandläufers, dessen Bestand durch den Verlust seines Lebensraums in den sibirischen Brutgebieten stark zurückgegangen war. Die globale Erwärmung war ein Problem, ebenso die Eindeichung großer Feuchtgebiete in China und Südkorea, wo der Vogel auf seiner Zugroute gen Süden eine Pause einlegt, um zu fressen. Auch die Fallen sind eine große Bedrohung für den Strandläufer; katastrophalerweise wird er oft zum Beifang bei der Jagd auf größere Watvögel, die von der armen Bevölkerung in den Überwinterungsgebieten Myanmars und im südlichen Bangladesch wegen ihres Fleisches geschätzt werden. Dieser

Mikrokosmos zeigt, mit welchen Umweltproblemen die Welt konfrontiert ist.

Im Sommer 2011 brachte der weltweite Bestand von 200 Löffelstrandläufern weniger Gewicht auf die Waage als ein Schwan. Wissenschaftler prognostizierten, dass die Art ohne Eingreifen des Menschen höchstwahrscheinlich innerhalb von zehn Jahren ausgestorben sein würde. In dem verzweifelten Versuch, eine Reservepopulation zu schaffen – eine Arche sozusagen –, brachten Umweltschützer 13 junge Strandläufer aus der sibirischen Tundra ins Slimbridge Wetland Centre in Gloucestershire, nur eine Autostunde von unserem Haus in der Nähe von Bristol entfernt. Im darauffolgenden Jahr wurde die Population in Gefangenschaft noch vergrößert: 14 Eier wurden aus Russland geholt und erfolgreich in Slimbridge ausgebrütet. Ich erinnere mich noch daran, wie ich die Nachricht hörte; es war ein außergewöhnlicher und ergreifender Moment, der zeigte, was erreicht werden kann, wenn Umweltschutzorganisationen weltweit zusammenarbeiten.

Die Erkenntnisse, die bei der Aufzucht der gefangenen Vögel gesammelt werden konnten, führten zur Entwicklung eines Programms namens »Head-Starting«. Dabei sammeln Naturschützer die Eier und bebrüten sie künstlich. Die Küken werden mit der Hand aufgezogen, bis sie gefahrlos freigelassen werden können. Mit Hilfe dieses Programms hat die Zahl der jährlich überlebenden Vogeljungen um 20 Prozent zugenommen. Seit 2015 wurden 180 Strandläufer in die Wildnis entlassen. Heute schätzt man den Bestand auf rund 1000 Vögel.

Als Mitglied der internationalen Projektgruppe hatte ich 2015 das große Glück, die Insel Sonadia in Bangladesch zu besuchen, um dort an einer Zählung der Zugvögel teilzunehmen. Jeden Winter verlässt der Strandläufer seine abgelegenen Brutgebiete im äußersten Nordosten Russlands und macht sich auf eine 8000 Kilometer lange Reise entlang der Küsten von Russland, China und Südkorea hinunter nach Myanmar und Bangladesch. Der kleine Vogel misst nur 14 Zentimeter; sein ungewöhnlicher, löffelartig geformter Schnabel verleiht ihm sein einzigartiges Aussehen und ist das Werkzeug, mit dem er den Schlick in den Tümpeln an Stränden, Wattflächen und anderen seichten Feuchtgebieten nach kleinen wirbellosen Tieren durchsucht, von denen er sich ernährt.

Als Mum und ich in ein Motorboot zu den Wattgebieten von Sonadia Island stiegen, war nur eins wichtig: Hatte sich der Bestand der winterlichen Besucher vergrößert oder verringert? Es herrschte drückende Hitze, die flirrend über dem Land lag. War das ein Löffelstrandläufer dort in der Ferne? Ja! Wir erkannten seinen ungewöhnlich geformten Schnabel, den flaumigen weißen Unterbauch und die braun-grau gesprenkelten Flügel. Es war ergreifend, den Vogel in Fleisch und Federn zu sehen und zu wissen, dass er seine lange Reise erfolgreich hinter sich gebracht hatte. Das war ein Projekt, hinter dem ich stehen konnte. Ein Jahr zuvor hatte ich mit meinem Blog »Birdgirl« begonnen, in dem ich die vielen Vögel vorstellte, die ich auf der ganzen Welt gesehen hatte; nun ergänzte ich einen Bericht über die Notlage des

Löffelstrandläufers. Tatsächlich war mir meine wachsende Social-Media-Reichweite in Dhaka von Nutzen, denn ich konnte im bangladeschischen Fernsehen und in überregionalen Zeitungen ebenso wie in der britischen Diaspora auf die missliche Lage des Vogels aufmerksam machen. So begann mein Engagement für den Naturschutz. Ich möchte zeigen, wie sich Klimaschäden und menschengemachte Zerstörung auf die Natur auswirken, auf Vögel, das Land und die Menschen.

Beim Klimawandel sind die Vögel quasi der Kanarienvogel im Bergbau. Die internationalen Bemühungen zur Rettung des Löffelstrandläufers werden umso brisanter, wenn man bedenkt, dass die prognostizierte Erhöhung des Meeresspiegels um einen Meter bis 2050 nicht nur Sonadia Island, sondern fast 20 Prozent der Fläche von Bangladesch betreffen würde – eines der am dichtesten besiedelten Länder der Erde. Eine Katastrophe für den Strandläufer wie für den Menschen gleichermaßen. Doch wenn wir den Vogel retten, retten wir auch alle Säugetiere, Fische und Insekten, die sich den gefährdeten Lebensraum mit ihm teilen.

Ich war 18 Jahre alt, als ich 2020 eingeladen wurde, zusammen mit der schwedischen Klimaaktivistin Greta Thunberg auf der Kundgebung *Youth Strike 4 Climate* in Bristol aufzutreten. Die Feuchtgebiete von Sonadia Island waren schon weit weg, in der Zwischenzeit hatte ich meine Botschaft und mein Engagement weiterentwickelt. Naturschutzprojekte für Vögel und Wildtiere haben natürlich weiterhin Priorität für mich, doch in Bristol

sprach ich vor 40000 Menschen über jene, die keine Stimme haben: indigene Völker, die im Namen des Naturschutzes aus dem Land ihrer Vorfahren verdrängt werden. Ich machte auf die Ungerechtigkeiten aufmerksam, die der Globale Süden im Namen von Klimaschutzaktionen hinnehmen muss. Ich habe meine eigene Stimme gefunden, und obwohl ich das Gefühl habe, dass dieser Weg sich viel länger anfühlt als nur ein paar Jahre, ist es eine Reise, die ich fortsetzen möchte.

Privat gestaltete sich unser Familienleben vor dem Hintergrund meiner wachsenden öffentlichen Arbeit schwierig. Den Großteil meiner frühen Kindheit hatte meine Mutter mit einer schweren psychischen Erkrankung gekämpft, war zwischen Depression und Manie geschwankt, während mein Vater verzweifelt nach Möglichkeiten gesucht hatte, ihr zu helfen. Die Vögel sind unsere Rettung gewesen, eine Art von Therapie. Immer wieder holten sie uns mit ihrem aufblitzenden bunten Gefieder aus unserem Alltag, brachten uns zum Staunen und gaben uns die Kraft, uns allen Herausforderungen zu stellen.

Das Erwachsenwerden war nicht einfach für mich. In diesem Buch möchte ich gern zeigen, wie alles mit den Vögeln seinen Anfang nahm. Nichts ist mit dem Moment vergleichbar, wenn der gesuchte Vogel endlich erscheint. Vielleicht hat man stundenlang auf ihn gewartet, in den trüben Himmel gestarrt, vom Wind bis auf die Knochen durchgefroren oder durchgeschwitzt in der stickigen Hitze des Dschungels, geplagt von nervtötenden Moskitos, die man nicht vertreiben kann,

weil das den Vogel verscheuchen würde. Dieser einmalige Moment ist ein großes »Wow!«, ein Staunen mit offenem Mund. Er ist ein Fest, eine unglaubliche Freude. Es gibt nichts Schöneres, als diese Minuten mit Gleichgesinnten zu teilen. Es ist, als hätte die eigene Fußballmannschaft gerade den Siegtreffer im Endspiel erzielt. Schulterklopfen, Jubel, breites Grinsen, Lachen. Und dieses Gefühl bleibt, den ganzen Tag über, am nächsten Tag und noch länger. Der Anblick eines Vogels, der entgegen jeder Wahrscheinlichkeit von seiner Zugroute abkommt und kurze Zeit in einem fremden Land verbringt, ist ein einzigartiges Erlebnis, ein Nirwana, ein wunderschönes Geschöpf, das sich für immer ins Gedächtnis brennt.

1. Kapitel

Meine Familie und andere Vögel

Goldfasan

Als Bewohner dichtbewaldeter Bergregionen im Westen Chinas wurde der Goldfasan seit langem wegen seiner Schönheit geschätzt, was dazu führte, dass er in die ganze Welt exportiert wurde. Rund um den Globus – in Großbritannien, den USA, Kanada, Mexiko, verschiedenen europäischen wie südamerikanischen Ländern, auch in Australien und Neuseeland – gibt es Bestände, die sich aus entflohenen oder freigelassenen Exemplaren entwickelt haben. Aufzeichnungen aus dem Jahr 1740 legen nahe, dass der Goldfasan die erste Fasanenart in Nordamerika war. Manche Historiker vertreten die Auffassung, dass George Washington mehrere Exemplare auf seinem Landsitz Mount Vernon hielt.

Meine Eltern lernten sich in einem Underground-Club in Bristol namens The Tube kennen, eine Hommage an die psychedelischen sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Es war im März 1995, das Kondenswasser tropfte von den Wänden

des Kellergewölbes, als sie im Gedränge tanzender Körper Blickkontakt aufnahmen. Der Boden vibrierte zum Bass von »Venus« von Shocking Blue, die Lichtshow – ein Konzertmitschnitt in Endlosschleife – warf flackernde Bilder auf ihre Gesichter. In einer abgeschiedenen Ecke des Clubs fingen sie an zu flirten. Mein Vater Chris stellte sich meiner Mutter Helena als Elektriker vor, der in einer Hühnerfabrik arbeitet. Inmitten seiner Freunde mit Universitätsabschluss hielt sie ihn für einen Rohdiamanten, der noch geschliffen werden musste. Erst viel später fand sie heraus, dass sein Spruch eine unbekannte Textzeile aus einem Lied der Band The Specials war. Songtexte zu zitieren, ist eine Angewohnheit, die mein Vater bis heute pflegt. Er war 27 Jahre alt und hatte Erfahrungen mit Jagdsabotage, Tierschutz und Umweltschutz; vor allem aber war er Vogelbeobachter.

Wenn ich Dad frage, was ihn zu Mum hingezogen hat, sagt er: »Hast du mal ein Foto von ihr aus dieser Zeit gesehen?« Es gibt viele Bilder von meiner Mutter in ihrer Jugend: schwarzäugig und schlank mit sehr langen, sehr glatten schwarzen Haaren. Wir haben auch Fotos von meinem Dad, auf denen er oft einen schwarzen Rollkragenpulli und ein schwarzes Sakko trägt. Sein hübsches Gesicht wurde von langen blonden Haaren eingerahmt. Nicht nur sein Aussehen sprach meine Mutter an, ihr gefielen auch sein Selbstbewusstsein und die Art, wie er ihr beim Flirten in die Augen sah.

Auch wenn bei der ersten Begegnung die Funken sprühten, haben meine Eltern keinen leichten Weg gehabt.

Seit ihrer Jugend kämpft meine Mutter mit einer psychischen Erkrankung, doch erst mit Mitte 40 wurde bei ihr offiziell eine bipolare Störung diagnostiziert. Mit 15 Jahren hatte sie zum ersten Mal eine Überdosis Tabletten genommen, und als sie später die Universität besuchte, ging es ihr richtig schlecht. Manische und depressive Phasen wechselten sich ab. Manchmal ging sie wochenlang jeden Abend tanzen, dann wieder blieb sie tagelang im Bett liegen.

In einer ihrer manischen Phasen lernte sie ihren ersten Mann kennen; in der Hochphase einer weiteren heiratete sie ihn heimlich in Sheffield.

Als Kind einer ziemlich strengen muslimischen Familie hatte Mum ihre Unabhängigkeit an der Uni anfangs sehr genossen, doch die Mischung aus neu gefundener Freiheit und Manie war Gift für sie. Sie hörte gar nicht mehr auf zu feiern. Anders als viele andere Bangladescher legte mein Großvater großen Wert auf Bildung und schickte alle seine fünf Kinder, darunter drei Töchter, auf weiterführende Schulen. Er wünschte sich, dass Mum erfolgreich war, aber ebenso wollte er, dass sie einen »geeigneten« Mann heiratete. Das hieß: eine arrangierte Ehe. Wie viele muslimische Mädchen hatte Mum mit den unterschiedlichen Kulturen zu kämpfen. Am Ende ihres ersten Jahres an der Uni schlug sich das auf ihre Noten nieder.

Außerdem hatte sie sich in einen Engländer verliebt, und ihre Manie war in eine schwere Depression übergegangen.

In ihrem zweiten Studienjahr redete Mum sich ein, von der Uni geworfen zu werden und dann heiraten zu müssen. Voller Verzweiflung nahm sie eine Handvoll Tabletten und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nicht geweckt werden konnte. Ihr wurde der Magen ausgepumpt, und sie erholte sich so weit, dass sie heimlich mit dem Engländer durchbrannte und ihn heiratete.

Als ihre Eltern das erfuhren, regten sie sich natürlich furchtbar auf, doch es war zu spät. Meine Mutter brach ihr Mathematik- und Philosophiestudium ab, um es mit Rechtswissenschaften zu versuchen. Als sie merkte, dass sie mit meiner Schwester Ayesha schwanger war, meldete sie sich an einem örtlichen College an und holte zwei A-Levels nach (in Jura und Politik). Anschließend stellte sie sich persönlich – bewaffnet mit guten Zeugnissen und einem Baby – bei 50 Anwaltskanzleien vor, bis sie eine Stelle als Anwaltsgehilfin ergatterte. Dann schrieb sie sich für Jura ein. Dieser kurze Abriss zeigt, wie meine Mutter ist, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Sie lässt nicht eher locker, bis sie bekommt, was sie will. Ob sie in dieser Zeit manisch war? Mit Sicherheit.

Als ihr klar wurde, dass ihre Heirat ein Fehler gewesen war, war sie mitten im Jurastudium. Sie ging zu ihren Eltern zurück, fest entschlossen, als alleinerziehende Mutter für Ayesha und sich selbst zu sorgen.

1994 zog sie mit meiner vierjährigen Schwester bei meinen Großeltern aus und nahm sich eine Wohnung in Clifton, einem angesagten Stadtteil auf der anderen Seite von Bristol. Der Vollzeitjob, das abendliche Lernen und die Betreuung ihrer kleinen Tochter schienen ihr nichts auszumachen. Sie hing weiter in Clubs ab; sie hatte manische Energie, und ihre Eltern wohnten nah genug, um sich um das Kind zu kümmern.

Als Mum meinen Vater kennenlernte, quälte sie sich mit ihren Stimmungen. Regelmäßig wurde sie von der ausgelassenen Partylöwin zur tief in Depressionen versunkenen einsamen Wölfin.

Als Dad in das Leben meiner Mutter trat, ahnte sie nicht, dass er ihr eine Welt jenseits der Wände eines düsteren, verschwitzten Nachtclubs eröffnen würde. Sie sollte mit Kreaturen in Berührung kommen, die ihre Beziehung zur Natur für immer verändern würden.

Doch das war später; jetzt, in diesem unterirdischen Club, hatten Mums Freundinnen von der seltsamen Leidenschaft des jungen Mannes für die Vogelbeobachtung gehört. »Sei vorsichtig!«, sagten sie zu ihr. »Chris ist ein *Twit*cher!« Mum hatte natürlich keine Ahnung, was ein *Twit*cher war (sie dachte, es sei ein Slangausdruck für einen Drogenabhängigen, doch zumindest in ihren Augen entpuppte es sich als etwas viel Schlimmeres). Die Offenbarung läutete zwar nicht das Ende der Beziehung ein, doch Mum machte Dad sofort klar, dass er seinem Hobby allein würde nachgehen müssen. »Ich bin Bangla. Wir beobachten keine Vögel!«, erklärte sie ihm.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass die Leben meiner Eltern unterschiedlicher nicht hätten sein können.

Meine bangladeschische Mutter wurde in Bristol geboren und wuchs dort auf. Beschäftigungen an der »frischen Luft«, wie Vögelbeobachten, Bergsteigen, Wandern oder Spaziergehen, kamen in ihrer Kindheit nicht vor.

1955 war ihr Vater, ein Sylheti-Bengale, nach Großbritannien immigriert. Mein *nanabhai* war damals 19 Jahre alt und hatte keinen Penny in der Tasche. Er kellnerte in einem gutgehenden indischen Restaurant in Oxford, wo es von wohlhabenden Studierenden nur so wimmelte. Als er bereit war, sein eigenes Glück zu versuchen, entschied er sich für Bristol, eine Stadt mit ebenso gutsituierten jungen Leuten, in der es noch kein indisches Restaurant gab. Drei Jahre später eröffnete mein Großvater das Taj Mahal, das erste indische Lokal im Südwesten Großbritanniens.

1961 kehrte er nach Ostbengalen zurück, um meine Großmutter zu heiraten, meine *nanu*. Sie hatten sich vor der Hochzeit nicht kennengelernt, aber kamen als Mann und Frau nach England zurück. Lediglich mit einem dünnen Baumwollsari und einer Strickjacke bekleidet, traf *nanu* in einem der kältesten Winter ein, die es jemals gegeben hatte. Es lag hoher Schnee.

An westlichen Maßstäben gemessen, führten meine Großeltern ein ziemlich traditionelles muslimisches Leben, doch für südasiatische Begriffe war ihr Haushalt liberal. Die

Bildung ihrer Töchter lag ihnen am Herzen, ermutigt durch Indira Ghandis Besuch der Badminton School in Bristol in den dreißiger Jahren. Dieser Bildungshunger war noch in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ungewöhnlich für bengalische Familien. Mein Großvater stand im Morgengrauen auf, um die Einkäufe auf dem Großmarkt zu erledigen, und arbeitete von früh bis spät im Restaurant. Alle fünf Kinder schickte er auf eine Privatschule, denn ihm war klar, wie wichtig akademischer Erfolg für Immigranten war. Nur zu gut kannte er die bengalische Community in East London, wo die Söhne mit 15 Jahren von der Schule abgingen, um im Familienbetrieb mitzuarbeiten, und die Töchter mit 13 Jahren zurück nach Bangladesch geschickt wurden, um einen passenden Mann zu finden. Es war kein leichtes Leben für meine Großeltern; die feindselige politische Landschaft, in die ihre Kinder geboren wurden, setzte ihren Träumen und Zielen Grenzen.

In den 1950er Jahren war Rassendiskriminierung noch nicht verboten. In den Fenstern von Pensionen, Pubs und Mietwohnungen hingen Schilder mit Aufschriften wie »Schwarze, Iren und Hunde verboten«. Es kam durchaus vor, dass Rassisten am Wochenende das Restaurant betraten und meinen Großvater verhöhnten, um eine Schlägerei anzuzetteln. Doch *nanabhai* ging lieber auf Kundgebungen, um gegen Rassismus zu protestieren, als sich mit den Fäusten zu wehren. Ich habe ein Foto von ihm, da nimmt er 1963 am Marsch des *Bristol Bus Boycott* teil. Es fällt schwer, zu glauben, dass ein

Unternehmen – in diesem Fall die Bristol Bus Company – sich weigern konnte, schwarze oder asiatische Menschen einzustellen. Die Bevölkerung schloss sich zusammen und boykottierte die Busse, bis diese Unternehmenspolitik aufgegeben wurde. Man geht davon aus, dass der Boykott die Verabschiedung des *Race Relations Act* im Jahre 1965 vorangetrieben hat, der Rassismus in der Öffentlichkeit unter Strafe stellte. Ein Jahr später wurde das Gesetz um das Verbot von Diskriminierung am Arbeitsplatz und im Wohnungswesen erweitert.

Ende der siebziger Jahre marschierten Mitglieder der National Front, einer ultrarechten faschistischen Partei, am Haus meiner Großeltern vorbei und riefen: »*If you're white, you're all right*« – *Wenn du weiß bist, bist du richtig*. Die Familie hatte große Angst, die Kinder wurden angewiesen, sich von den Fenstern fernzuhalten. Vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen und des öffentlichen Kampfs meines *nanabhai* gegen bigotte Intoleranz entwickelte sich das politische Bewusstsein meiner Mutter und meiner Tanten. Schon in früher Jugend wurden sie lautstarke Gegnerinnen der südafrikanischen Apartheidpolitik, die alle nicht *Weiß*en unterdrückte.

Als Mum schließlich ihren Abschluss als Anwältin machte, nutzte sie ihre Erfahrungen, um auf rassistische Vorurteile in ihrer Branche aufmerksam zu machen. 1996 trat sie in ihre Kanzlei ein, als eine von nur zwei nicht *weißen* Mitarbeitern. In den folgenden Jahren setzte sie sich für die ethnische Vielfalt

im Unternehmen ein. Vorher waren Bewerbungen aussortiert worden, wenn der Bewerber oder die Bewerberin kein erstklassiges Examen von einer Eliteuni vorweisen konnte oder einen »komischen« Namen hatte. In der Kanzlei wimmelte es von *weißen* Männern im Anzug. Mum stellte Anwaltsgehilf:innen jeglicher Herkunft ein und konnte den Teilhabern beweisen, dass hervorragende Leistungen im Beruf nicht von der Hautfarbe oder dem Universitätsnamen abhängig sind.

*

Dad wurde 1968 in Rainhill, Merseyside, geboren. Sein Vater arbeitete im Labor von Imperial Chemical Industries (ICI), damals der größte Arbeitgeber im Nordwesten. Gebildet und sportlich, wie mein Großvater war, war er ein Allroundtalent. Meine Großmutter stammte aus dem Arbeitermilieu und war nicht so selbstbewusst, was ihre akademischen Fähigkeiten anging, aber durchaus klug genug, eine Oberschule zu besuchen. Danach arbeitete sie eine Zeitlang für eine Versicherungsgesellschaft, aber gab, als sie schwanger wurde, wie ihre Altersgenossinnen ihre Stelle auf, um Hausfrau zu werden. Dads jüngere Schwester Penny liebte Pferde und lange Spaziergänge mit der Familie, während Dad lieber mit sich alleine war.

Von klein an fühlte er sich draußen wohler als drinnen. Die Familie besaß einen großen Garten mit einem annähernd zwei

Meter hohen Zahn. Über den kletterte Dad, um in den nahegelegenen Wald zu gehen. Im Garten hatte er ein Vogelhäuschen und einen Nistkasten aufgestellt, der jedoch leer blieb, abgesehen von dem Jahr, in dem ein männlicher Zaunkönig tagelang sein kuppelförmiges Nest darin baute, das dann aber vom Weibchen zurückgewiesen wurde.

Zu seinem siebten Geburtstag bekam Dad ein Buch geschenkt, mit dem man die Vögel Europas bestimmen konnte, und identifizierte gleich den ersten Flachsfinke im Vorgarten der Nachbarn. Seine Leidenschaft fürs Vogelbeobachten war geboren.

Durch die Campingurlaube der Familie im Lake District, in Wales und im Südwesten Englands war die Natur Teil von Dads Kindheit und Jugend geworden, so wie es zu der meiner Mutter gehörte, an politischen Kundgebungen teilzunehmen.

Als Dad zehn Jahre alt war, zog er mit seinen Eltern ins nördliche Yorkshire, wo er seine Liebe zur Natur voll ausleben konnte. An den Wochenenden wanderte die Familie durchs Moor, bestieg die eindrucksvollen Sandsteinfelsen der Wainstones oder die unverwechselbare halbkegelförmige Spitze des Roseberry Topping, die einen weiten Blick über die Cleveland Plains bietet. Tagesausflüge an die malerische Küste von Yorkshire zwischen Runswick Bay und Staithes führten die Familie zu Buchten, Stränden und Fischerdörfern, die an den schroffen Klippen hingen. Dad griff oft nach dem Fernglas und richtete es auf der Suche nach Vögeln auf Moore, Wälder,

Felder, Bergrücken, Flüsse und Seen. Die Beschreibungen aus dem Vogelführer kannte er auswendig.

Schnell kamen neue Vögel hinzu. Dad beobachtete das Schottische Moorhuhn, allgegenwärtig in der Heidelandschaft mit seinen schwirrenden Flügeln und seinem Ruf »Go-bäk, bäk-bäk-bäk«, wenn es aufsteigt. Es war schwer zu glauben, dass dieser plump aussehende Vogel Geschwindigkeiten von bis zu 115 Kilometern pro Stunde erreichte, wenn er vor einem Raubvogel floh oder, was wahrscheinlicher war, vor Jägern mit Gewehren. Das Schottische Moorhuhn ist als Federwild eingestuft. Jedes Jahr werden im Vereinigten Königreich ungefähr eine halbe Million Moorhühner erlegt. Auch wenn das Moor auf den ersten Blick natürlich wirkt, wird es vielerorts intensiv bewirtschaftet, um den Bestand der Moorhühner zu vergrößern. Andere Tiere, die eine Gefahr für sie darstellen könnten, werden hingegen ausgerottet. In manchen Gegenden werden sogar Raubvögel gesetzeswidrig bejagt.

Dad sah die klugen, sommerlich goldgelb gefiederten Goldregenpfeifer, die ihr »Düh« auf kleinen Erhebungen in der Heide flöteten.

An der Küste kreisten Eissturmvögel auf steifen Flügeln über den Klippen. Der Eissturmvogel trägt den wissenschaftlichen Namen »Fulmarus«, eine Zusammensetzung aus den altisländischen Wörtern für »faul« (also »übel riechend«) und »Möwe«, mit der der Vogel Ähnlichkeit aufweist. Der unschuldige Blick aus den weit auseinanderstehenden Augen verrät nicht, dass sie eine stinkende Flüssigkeit aus dem

Schnabel auf alles und jeden schleudern, der ihren Nistplätzen inmitten der Kolonien kreischender Dreizehenmöwen auf den Steilfelsen zu nahe kommt.

Im Alter von zehn Jahren erstellte Dad handschriftlich seine erste Vogelliste: 89 gesichtete Arten! Doch erst bei einem Familienurlaub auf Korfu wurde sein ganzer Ehrgeiz geweckt. Dort sah und bestimmte er so viele Arten, von denen er bis dahin nur geträumt hatte: die Samtkopf-Grasmücke mit den roten Augen, die kobaltfarbene Blaumerle und die Rötelschwalbe, die direkt auf dem Hotelbalkon nistete und auf den ersten Blick eine Kreuzung aus Mehlschwalbe und einer gemeinen Schwalbe zu sein schien, sich bei genauerem Hinsehen jedoch sehr deutlich von beiden unterschied. Es war eine aufregende Reise für meinen Vater, eine völlig andersartige, aufregende Erfahrung. Neue Vögel erweiterten sein Repertoire, und seine Leidenschaft für das Beobachten von Vögeln wurde so groß, dass sie jede freie Minute einnahm.

Bevor meine Mutter und meine Schwester meinen Vater kennenlernten, hatten sie keinerlei Interesse an Vögeln, genauso wenig wie an der freien Natur. Als Bangladescherin zweiter Generation, die in Bristol aufgewachsen war, hatte Mum sich immer als Großstadtpflanze gesehen. Vogelbeobachtung beschränkte sich in ihrer Kindheit darauf, den Tauben zuzusehen, wenn die Familie in den Park ging, um Cricket zu spielen, oder wenn Mum bei Ausflügen ans Meer Möwen vertrieb, die von ihren Pommes frites naschen wollten

Vögel zu sehen, seltene Exemplare, prächtige endemische Arten ebenso wie unscheinbare braune Vögel, die das schattige Gestrüpp den Bäumen vorzogen. Ob wir in der trockenen Steppe oder in schwülen Regenwäldern, auf Bergwanderungen oder beim Zelten im Schnee schwitzten, wir waren draußen, in der freien Natur, unter der Sonne oder dem Mond, wir atmeten reine Luft, hatten ein Ziel. Diese Reisen konnten nur Erholung vom Leben daheim sein, eine Zeit der Regeneration, was sonst?

Mal waren wir drei Wochen, mal sechs Wochen oder sechs Monate unterwegs, und auch wenn wir natürlich wir selbst blieben, waren wir nicht in unserem normalen Umfeld. Mum zog sich nicht in ihr Büro zurück, hing nicht mit roten Augen vor dem Bildschirm. Dad wartete nicht darauf, dass sie ins Bett kam, und beobachtete sie nicht mit Argusaugen, wenn sie morgens und abends ihre Tabletten schluckte. Und ich konnte zumindest eine Zeitlang die Doppelrolle hinter mir lassen, die einen großen Teil meiner Jugend bestimmte.

Die Reisen waren auf jeden Fall eine Zeit der Heilung und des Miteinanders, und ihr positiver Nutzen erstreckte sich weit über die Zeit hinaus, in der wir weg waren. In den Wochen vor einer Reise waren wir alle besser drauf, wenn wir unsere Listen zusammenstellten, Lebensräume recherchierten, Guides vor Ort buchten oder die Routen durch riesige Länder planten. Und anschließend lebten wir alles in Erinnerungen noch mal durch, prüften unsere Listen, ergänzten unsere Blogeinträge und teilten unsere Birding-Erfahrungen mit der Community.

Auf diese Weise halfen uns die Erlebnisse durch die Wintermonate.

Eine psychische Krankheit war der Auslöser für unsere Reisen, doch das Zusammensein trieb uns voran. Mum blüht auf, wenn wir in einem klar definierten Raum sind, sei es ein Auto, ein Camper, ein Zelt, ein Zimmer oder das offene Land. Sie genießt es, jede Minute jedes Tages in der Blase unserer Familie zu verbringen. Egal ob sie sich mit Dad über den Weg streitet, egal ob der Campingplatz voll ist – sie ist abgelenkt und ganz in ihrem Element.

»Ein Leben ohne Stürme?« Die Geschichte meiner Familie endet nicht mit einem hoffnungsvollen »Glücklich bis ans Ende ihrer Tage«. Wir haben so viele magische Erlebnisse miteinander geteilt, und oft haben wir tagelang nicht den Hauch von Manie bei Mum gespürt, manchmal sind wir nachts aufgeblieben und haben zugehört, wie Eulen über den sternenbedeckten Himmel flogen. Doch wir sind immer zu unserem Leben zurückgekehrt, zu den Strapazen, mit einem Familienmitglied zusammenzuleben, das wohl nie richtig gesund werden wird, und einem anderen, das unter dieser Belastung oft ins Wanken gerät. Wenn Dad genug hat, übernehme ich für ein, zwei Tage, während er mit einem Freund über die Hügel einer anderen Gegend wandert. Ich schlafe dann bei Mum und achte darauf, dass sie ihre Medikamente nimmt. Wenn ihre nächtlichen Ängste kommen, versuche ich, sie zu beruhigen. So überstehen wir den nächsten

Tag, die nächste Woche, den nächsten Monat und das nächste Jahr. Stürme jedoch wird es immer geben.

Der Antrieb meines Vaters sind seine Widerstandskraft und der Wunsch, die Familie zusammenzuhalten. In Krisen war Dad oft deprimiert, doch er verzweifelte nie. Er blieb nie stehen, und sein Vorwärtsdrang war für uns ein Vorbild, nicht aufzugeben. Er erkennt die Hürden in unserem Leben und hilft uns hinüber. Er hat mich immer ermutigt, Erfahrungen wichtiger zu nehmen als Besitz, und mir eingeprägt, dass es entscheidend ist, was wir in unserer Freizeit tun. Für meinen Vater ist das eine schlichte Abwägung: Er wäre auch am liebsten immer mit einem Fernglas in der freien Natur, wo es nichts Kostbareres gibt als Zeit. Für mich geht es immer mehr darum, mich für eine gerechtere Welt einzusetzen. Wenn ich eins von meinem Vater gelernt habe, dann ist es, dass nichts so übermächtig ist, wie es im ersten Moment aussieht. Inzwischen kann ich mich besser zurücknehmen, mir kurz Zeit lassen, um ein Problem zu analysieren und zu warten, bis sich eine Lösung auftut. Ich bemühe mich, wohlüberlegte und wohlgeplante Beiträge zum Umweltschutz zu leisten, und spreche mit lauterer, selbstbewussterer Stimme. Von meinem Vater habe ich die Neugier, die Überzeugung, dass es immer mehr zu sehen gibt, dass man immer weiter gehen und sich mehr anstrengen kann, wenn man sein Ziel erreichen will. Mum hat mir beigebracht, wie man denkt, wie man Ideen umsetzt und immer wieder ins Gespräch bringt. Sie ist überzeugt, dass Beziehungen gepflegt werden müssen und dass man dafür am

besten gemeinsam etwas unternimmt, das allen Spaß macht. In der Mengenlehre ist das die Schnittmenge.

Mein Leben wäre heute anders, wenn ich keine Vögel lieben würde. Meine Eltern wären wohl nicht mehr zusammen, wenn wir nicht auf der ganzen Welt Vögel gesucht hätten. Ich würde mich nicht für Vielfalt im Naturschutzbereich einsetzen, wenn ich als kleines Kind nicht so eine homogene Szene kennengelernt hätte, mit der zusammen ich den Himmel nach Vögeln abgesucht habe.

Das einfache, instinktgesteuerte Leben der Vögel hat mich durch die Jahre geleitet. Es hat mir beigebracht, zuzuhören, zu beobachten und geduldig zu sein. Diese Prinzipien scheinen mir gute Regeln zu sein, nach denen man leben kann.